



Patrick Leigh Fermor

**Drei Briefe  
aus den Anden**

Aus dem Englischen von  
Manfred Allié

BÜCHERGILDE  
unterwegs

Die Reise-Reihe  
gegen Fernweh

Herausgegeben und  
mit einem Vorwort  
von Julia Finkernagel

Büchergilde Gutenberg

Die Originalausgabe ›Three Letters from the Andes‹ erschien 1991  
bei John Murray (Publishers) in London.

Im Text finden sich vereinzelt Begriffe und Formulierungen, die heute  
zu Recht als abwertend betrachtet werden. In ihrer historischen Dimension  
sind sie Teil des Werks von Patrick Leigh Fermor und des damaligen  
Zeitgeschehens. Sie spiegeln jedoch keinesfalls die Haltung des Verlags.

*Für Debo und Andrew*

Lizenzausgabe für die Mitglieder  
der Büchergilde Gutenberg

Mit freundlicher Genehmigung  
der Dörlemann Verlag AG, Zürich  
Copyright © 2007 Dörlemann Verlag AG, Zürich

© dieser Ausgabe:  
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich, 2022  
www.buechergilde.de

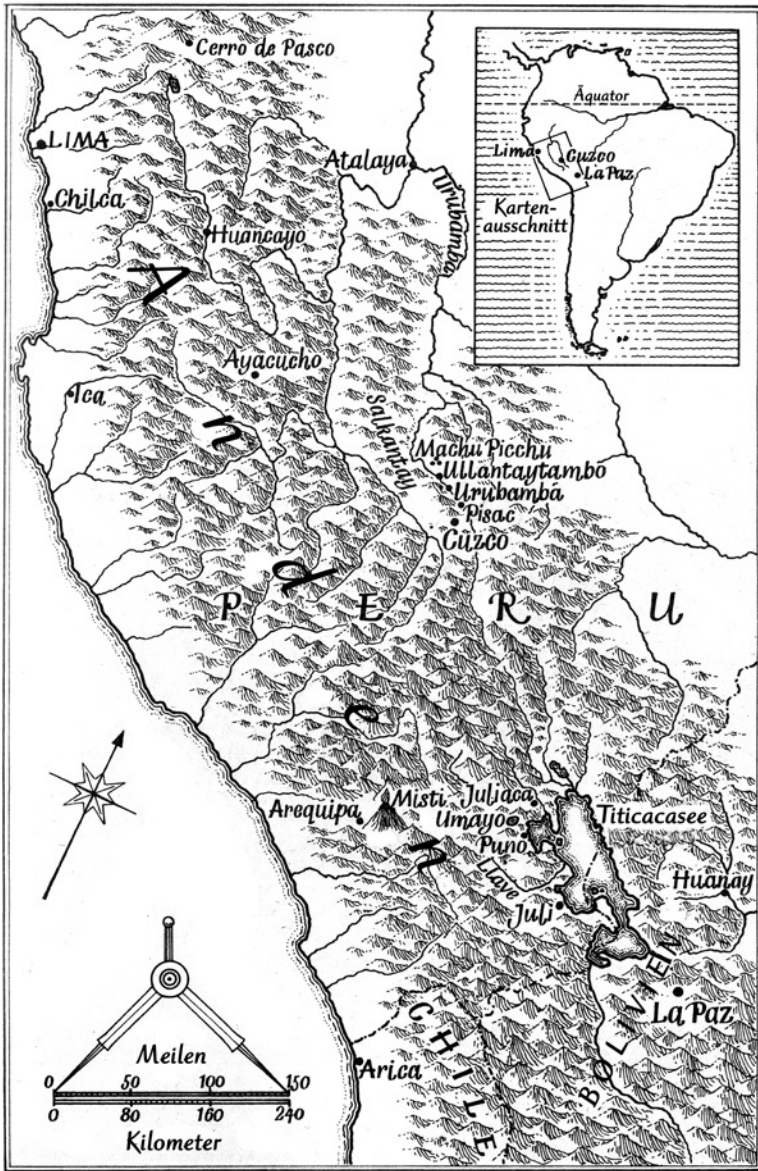
Einbandgestaltung: Clara Scheffler  
unter Verwendung des Motivs Machu Picchu  
© akg-images / Horizons (Ausschnitt)  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: cpi books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7632-7393-5

## Notiz

Zunächst war dies ein privater Bericht über eine An-  
denreise, die Robin Fedden im Jahr 1971 organisierte  
und leitete. Da meine einzige Aufgabe darin bestand,  
den Spirituskocher in Gang zu halten, verfaßte ich vor  
Ort eine Beschreibung unserer Unternehmungen in  
Gestalt von drei langen Briefen an meine Frau Joan in  
Griechenland – wobei der letzte nie abgeschickt  
wurde, denn ich beendete ihn erst im Flugzeug kurz  
vor der Landung in England. Ich habe ein oder zwei  
unbedeutende Absätze herausgenommen, ein wenig  
erläutert, aber nicht viel, und es insgesamt geordnet,  
damit es ein präsentables Souvenir dieser Reise wird.

*P.L.F.*

*Messenia, Griechenland, 1991*



»Er hat einen schmalen Band über die Elfenbeinschnitzereien der Hethiter verfaßt.«

»Bei den Hethitern gab es keine Elfenbeinschnitzereien.«

»Deswegen ist der Band so schmal.«

*Imaginary Conversations*

## Vorwort

*von Julia Finkernagel*

Eine gemeinsame Bergsteigertour mit Gleichgesinnten im südamerikanischen Hochgebirge klingt ja nicht nur unheimlich aufregend, sondern vor allem körperlich anstrengend. Sofort denke ich an: Rucksack schleppen, dicke Botten an den Füßen, endloses Bergaufstiefeln, dünne Luft, rasenden Puls, sengende Sonne, gleißende Schneefelder, tagtägliches Aus- und Einpacken der Ausrüstung. Viel schwitzen, nicht duschen, nachts frieren. (Ich war mal mit drei Freundinnen in Nepal, ich weiß das.) Es gibt diese Strapazen – und die entsprechenden Belohnungen dafür. Erinnern werden wir uns hinterher an beide Aspekte (und mit beiden geben wir mächtig an).

In Erwartung eines weiteren typischen Reiseberichts, der vor männlicher Verwegenheit strotzt und mich als zartes Wesen ein wenig mindergestählt fühlen lässt, hüpfet mein Herz bei der Überraschung, die mir Patrick Leigh Fermor mit seinen drei Briefen aus den Anden bereitet: Was für eine vergnügliche Reise! Anstrengend, ja klar. Aufregend, aber bitte. Testosteronschwangere Angeber-Allüren? Irgendwie finde ich keine. Das ist alles wunderbar ehrlich.

Wie sympathisch mir die ganze Truppe schon nach kurzer Zeit ist! Der Schriftsteller Patrick Leigh Fermor und seine Mitreisenden brechen mit Unmengen an Gepäck auf, was ja gemeinhin als total uncool gilt – es sei

denn, man ist ein Filmteam oder eine echte Hochgebirgs-  
expedition. Tatsächlich haben die sechs Verrückten Klammotten für alle sich möglicherweise bietenden gesellschaftlichen Anlässe dabei, dazu Kochgeschirr und, Achtung: vierzehn Flaschen Whisky! Wir reden nicht etwa von Mitbringsele, sondern von Eigenbedarf. Es wandern mit dem briefeschreibenden Bergsteigerneuling: der britische Schriftsteller Robin Fedden und seine Frau Renée (beides erfahrene Kletterer), der schweizerische Juwelier Carl Natar, der Jurist und Anthropologe André Choremi aus Frankreich und der ebenfalls bergunerfahrene Herzog Andrew von Devonshire. Anderthalb Monate lang durchforsten Fermor und seine Reisegegnossen die Anden, besuchen Orte meiner Träume (Machu Picchu, oh!) und machen weder einen Hehl aus ihrer mangelnden Bergfitness noch aus nicht vorhandener Abhärtung. Da bleibt mal einer zurück, um an seine Liebste zu schreiben (weswegen wir diesen großartigen Bericht heute überhaupt lesen können), ein anderer verzichtet auf den Aufstieg, weil er seine Langsamkeit der Gruppe nur sorgsam dosiert zumuten möchte (hätte ich mich das mal getraut). Männer: Ihr seid meine wahren Helden. Dank dieses Mutes von Patrick Leigh Fermor komme ich nun in den Genuss liebevoll geschilderter Beobachtungen und mir scheint, als wäre ich live dabei – weil er sich die Zeit genommen hat, alles so wunderbar poetisch und präzise niederzuschreiben.

Und so fühle ich mich willkommen in dieser Gruppe und bereise an Fermors Seite ein paar magische Flecken Erde in den Anden. Er nimmt mich mit durch die Städte, Dörfer, Landschaften, Gletscher, Flussbetten und Ebenen

der peruanischen Gebirgskette. Ich nehme an großen Dorfprozessionen teil, ebenso an den abendlichen Zusammenkünften im Küchenzelt und tipple der illustren Truppe hinterher, die zwischenzeitlich auf sechs Gringos, zwei Indios und acht Ponys angewachsen ist.

Patrick Leigh Fermor ist ein verdammt guter Typ. Seine Wahrnehmung umfasst feinste Details in Gehörtem, Gefühltem und Gesehenem. Selbst die (von *gewagt* bis *unglaublich mondän* variierende) Garderobe der ungleichen Bergsteigenden hält er für die Nachwelt fest. Das wachsende Gruppengefühl, die liebenswerten Eigenheiten seiner Mitreisenden, die entstehenden Insiderwitze – all das findet amüsant und selbstironisch in seine Briefe hinein.

Eines von Fermors Wörtern hat mich wiederholt angesteckt: *vergnügt*. Als das kleine Fohlen nicht mehr laufen mag und sich keinen Zentimeter vor oder zurück bewegt, legt es sich einer der beiden mitreisenden Indios in seinem Poncho um die Schultern und trägt es eben. Aber nicht einfach so: Er trägt es *vergnügt*. Nur eine der vielen kleinen liebevollen Beschreibungen, die diese drei Briefe aus den Anden so zauberhaft machen. Aber das ist nicht das Einzige, was ihn (und dadurch auch mich) so begeistert:

Die Landschaft!

Die Menschen!

Das Essen!

*Ich flippe aus!*

Was die Gruppe übrigens außerordentlich eint, machen wir uns mal nichts vor, ist die erwähnte gehörige Menge von konsumiertem Alkohol. Allein die Dekadenz, eine tägliche Ration von zwei doppelten Whiskys pro Person mitzunehmen (das sind vier Whiskys pro Abend!), finde ich so ungeheuerlich wie witzig. Man mag vom Hochprozentigen halten, was man möchte, aber hier trägt er mit Sicherheit dazu bei, die körperlich nicht ganz so ausgewogene Bergsteigertruppe am Abend zu harmonisieren. Und es hilft dem Individuum, seinen Humor zu behalten. Auch schon wieder sympathisch. Außer Whisky gibt es Pisco-Sour, Gin Tonic, Punsch und mittelguten Wein.

Da Patrick Leigh Fermor das alles ja *eigentlich* seiner Frau erzählt, ist das hier weder ein hochoffizielles Buchprojekt noch eine journalistische Reportage für ein großes Blatt, sondern ein höchst persönlicher und heiterer Einblick in eine sechswöchige Mission. Vielleicht entsteht gerade deshalb diese äußerst uneitle Intimität, die das Werk für mich bedeutsam macht. Sie ist jedenfalls der Grund, warum sich seine drei Schreiben von anderen Reiseberichten so charmant unterscheiden (und mich so begeistern). Fermor erzählt so persönlich und ohne Maske, dass auch ich plötzlich mit ihm verheiratet bin und ihm nahekommen darf.

Eine – ziemlich nette – Unglaubwürdigkeit ist mir allerdings aufgefallen: In den gesamten anderthalb Monaten gibt es eigentlich keinen einzigen Lagerkoller. Keine größeren Dispute zwischen Alphabergsteigern, nicht einmal allgemeine Gereiztheit oder passive Aggressivität. Alle haben sich irgendwie immer lieb. Könnte das am

Alkohol liegen? (Macht Whisky milde? Sollte ich das bei meiner nächsten Drehreise berücksichtigen?) Den einzigen amtlichen Ausraster – den ich aus Spoilergründen natürlich nicht verrate – finde ich unfassbar gewagt und amüsant. Vielleicht steckt hier dann doch eine Prise Lagerkoller drin.

Ich selbst identifiziere mich ja eher mit den Unsportlichen, die es auf jedem Treck geben muss, also mit dem Autor und Andrew. Möglicherweise ist mir dieser Reisebericht deshalb so sympathisch. Weil er nicht von einem Helden geschrieben ist, sondern von einem mittelfitten Träumer.

Und nun sind Sie dran. Auf in die Anden!

Drei Briefe aus den Anden

Erster Brief	15
Zweiter Brief	39
Dritter Brief	93
Register	157

Erster Brief



*Cuzco, 3. August 1971*

Endlich war der Morgen des Aufbruchs in Little Venice<sup>1</sup> gekommen, doch von dem bestellten Wagen keine Spur. Immer wieder wählten wir die Nummern der Taxifirmen, alle waren besetzt, in meiner Verzweiflung schleppte ich schon mein Gepäck an den Bordstein, und Patrick Kinross<sup>2</sup> stellte sich in seinem Morgenrock aus persischer Seide mitten auf die Warwick Avenue und winkte gebieterisch. Das machte Eindruck. Sofort hielt ein Taxi.

Ich hätte mir gar keine Sorgen machen müssen, denn es langte im selben Moment am Victoria Air Terminal an wie dasjenige von Andrew<sup>3</sup>, und wir waren die ersten. Er trug einen himbeerroten Pullover und weißen Sonnenhut, und beide hatten wir schon unsere klobigen Bergschuhe an und Eispickel wie Tomahawks in der Hand. Wir waren die beiden Anfänger, die schwachen Glieder in der Kette, und sehr darauf bedacht, einen guten Eindruck zu machen.

Die anderen trafen ein wenig später ein: Robin und Renée,<sup>4</sup> dann André Choremi. Ein Vetter all der vielen

<sup>1</sup> London W2

<sup>2</sup> Lord Kinross, der Schriftsteller und Historiker

<sup>3</sup> Der Herzog von Devonshire MC

<sup>4</sup> Robin Fedden, Autor, Dichter, Reisender, stellvertretender Generaldirektor der Abteilung Historische Bauwerke beim National Trust, und seine Frau Renée. Die beiden waren die Leiter der Expedition.

Choremis in Griechenland und Ägypten, aber ich glaube, schon seit Delacroix' *Massaker von Chios* sind sie Franzosen. Er ist Jurist und Soziologe, lebt in der Provence und spricht perfekt Englisch. Wir hatten uns schon vor Ewigkeiten bei Julian Pitt-Rivers kennengelernt. Dann erschien Carl Natar; er ist Schweizer und spricht genauso perfekt Französisch, Englisch, Deutsch und Italienisch wie seine – märchenhaft rare – Muttersprache Rätoromanisch und kommt aus demselben Tal im Engadin wie Giacometti. Er ist ein großer Bergsteiger, ehemaliger Skiweltmeister, glaube ich; und dreißig Jahre lang war er Direktor der Londoner Filiale von Cartier. Und er hat einen eineiigen Zwilling Bruder. Der siebte in unserer Reisegesellschaft ist Myles Hildyard, ein Gutsherr aus Nottinghamshire. Er fährt nur mit bis nach Lima und bleibt dann bei seinem Bruder, dem Botschafter in Chile. Ein alter Bergfuchs, und es ist ein Jammer, daß er nicht mit uns in die Anden kommt. Prachtburschen allesamt. Unser Gepäck – Rucksäcke, Taschen mit Ausrüstung, Zelte und anderes Bergsteigergerät – türmte sich zu einer riesigen Pyramide in der Abflughalle.

Das Charterflugzeug war voll mit weiteren Mitgliedern der Anden-Gesellschaft, alle unterwegs zu südamerikanischen Gipfeln und bis zur Nasenspitze in Gepäck versunken; außerdem war eine kleine Gruppe Wissenschaftler mit dem Ziel Galapagos-Inseln dabei. Ich saß zwischen Renée und Myles, und wir plauderten und lasen und dösten und aßen – Mahlzeiten, Snacks, Kaffee, Drinks und Sandwiches kamen non-stop –, und mittlerweile zog unter uns das West Coun-

try dahin und dann der Atlantik. Myles hat bei der Schlacht um Kreta in einem Freiwilligenregiment gedient. Ich ließ mir erzählen, wie er in Gefangenschaft geriet und mit einheimischer Hilfe fliehen konnte, und mit einem kleinen Boot kam er schließlich nach Kleinasien und von da zurück zu seiner Einheit. Gegen Mittag – wir schienen kaum abgeflogen – landeten wir auf Bermuda und tranken einen Planter's Punch an der Flughafenterrasse; dann ging es weiter nach Antigua – Land des *Traveller's Tree*.<sup>1</sup> Im Norden konnte man gerade noch St. Kitts und die Inseln über dem Winde erkennen, im Süden die Umrisse von Guadeloupe und Dominica. Ein Motor war ausgefallen, und so saßen wir sechs Stunden lang fest, bis schließlich nach einem Dutzend von falschen Alarmen und Ein- und Ausstiegen eine Ersatzmaschine aus Trinidad kam. Nach Londoner Zeit war es inzwischen tiefe Nacht, aber hier erst früher Abend.

Als wir zur letzten Etappe nach Lima aufbrachen, war es dunkel geworden, und so sah ich nichts von den Inseln unter dem Winde, nichts vom Regenwald des Amazonas und von den Anden. Wir flogen mit der Nacht, und als wir schließlich in Lima die Gangway hinunterstolperten, waren wir fast vierundzwanzig Stunden unterwegs gewesen. Paß- und Devisenkontrolle zogen sich lange hin. Die verschlafenen Beamten, Halbindios mit ausdruckslosen Gesichtern, waren alles andere als flott; unsere Pässe schienen ihnen ein Rätsel, der von Andrew geradezu suspekt. Eine halbe

<sup>1</sup> Mein Bericht über eine Reise durch die Inselwelt der Karibik (erschienen 1950).

Stunde nach uns kam auch er durch die Schranke, »Es gibt Länder«, stöhnte er, »da hat man es leichter, wenn man ein Herzog ist. Peru ist keines davon.« Unsere Ausrüstung, als sie schließlich versammelt, gezählt, noch einmal gezählt und von vier ächzenden Peonen nach draußen befördert worden war, brauchte ein ganzes Taxi für sich. Wir folgten ihm in einem zweiten, hinaus in das dunkle, feuchte Lima, taumelten wir sieben Gespenster zu unseren Zimmern im Hotel Alcazar und schliefen auf der Stelle ein.

Es gab nur Doppelzimmer, und Andrew und ich teilten uns eines. Er ist weit ordentlicher als ich und ich nehme mir vor, mich zu bessern.

Ich kann nur staunen über Robins gleichmütige Art. Er läßt sich bei dieser ganzen Unternehmung durch nichts aus der Ruhe bringen – kein einziges Anzeichen von Aufregung, Ungeduld oder Anspannung. Die Parole heißt Erholung, und alles sprüht vor Witz und Charme.

Wir erwachten unter Scheppern von Märschen und Militärkapellen. Aus unzähligen Lautsprechern drangen ununterbrochen Ansprachen zum peruanischen Nationalfeiertag. (Eine Militärregierung ist am Ruder, linksgerichtet, aber der äußere Eindruck ist nicht anders als bei anderen Militärregimes.)

Wir sind mitten im südamerikanischen Winter gekommen, und es nieselt leicht. Bis auf etwa sechzig Tage im Jahr ist das Wetter in Lima trübe, der Himmel bedeckt von Wolken, Nebel, Gischt, die der Humboldtstrom unablässig landeinwärts treibt. Die Stadt

ist ein einziges Chaos, doch hie und da findet man zwischen den Hochhäusern noch hölzerne *miradores* und *rejas* und die Zuckerstangensäulen der Jesuiten und Heilige der Gegenreformation. Kreuzgänge, Kirchen, Kuppeln und Türme werden von den Neubauten verschluckt, aber sie zeigen noch, was für eine schöne Stadt es einmal gewesen sein muß. Zum Mittagessen waren wir in ein prächtiges Haus aus der spanischen Kolonialzeit eingeladen, bei Sr. und Sra. Porros, die wohlhabend, anglophil und lieb sind; dann trotteten wir durch die Gärten von Mr. Tweedie, einem großen Botaniker und Gärtner, der unzählige seltene Pflanzen aus aller Welt hier versammelt hat und in einem Haus voll mit Büchern und Bildern lebt. Wir waren immer noch benommen von der Nacht, und die meisten ließen das Abendessen ausfallen, alle außer Myles, André und mir. Abenteuerlich irrten wir durch das Gassengewirr auf der Suche nach einem Fischrestaurant namens El Pescador, wo wir Garnelen und *loup de mer* aßen; gleich nebenan lag ein gespenstisches und verlockendes spätviktorianisch-gotisches Schloß namens Castello Rospigliosi.

Wir standen um halb sechs morgens auf, fuhren zum Flughafen und kletterten in die kleine Maschine einer peruanischen Gesellschaft mit dem ominösen Namen Fawcett Line. Sie trug uns hinauf in den Nebel und an die Pazifikküste, eine lange Reihe steiler brauner Klippen hoch über den grauen Wellen. Wir tauchten in weiße Wolken ein, doch als die Maschine sich landeinwärts wandte und hinaufstieg in die Sonne, waren wir in einer anderen Welt. Die Ausläufer der